

Zeitschrift: Saiten : Ostschweizer Kulturmagazin
Herausgeber: Verein Saiten
Band: 22 (2015)
Heft: 242

Rubrik: Perspektiven

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Toggenburg Halal im Tal

Wenn man dem Islamischen Zentralrat (IZRS) Glauben schenken will, dann sind auch wir im Toggenburg davon betroffen, dass in den vielen Dönerbuden eventuell Fleisch falsch deklariert und verkauft wird, und dann ist das nicht halal – also eben nicht frei von Schweinefleisch. In rund zwanzig Städten in der Schweiz wurden Proben entnommen, lese ich online, um herauszufinden, ob in dem Fleisch auch drin ist, was drauf steht.

Das Toggenburg ist eine Stadt – eine grosse weltofene Stadt. Wir sind hier allein schon durch die vielen Take aways so international wie kaum ein anderes Tal. Dönerbuden ... halal! Aber die ganzen indischen, thailändischen und asiatischen Take aways, Pizzalieferdienste, Metzgereien mit Angeboten «über die Gasse» und Mitnimmprodukte von Grossverteilern bringen mich zum Grübeln. Diese überprüft niemand, weil sie ja nicht halal sind. Jeder Verein und jede Organisation muss ein Dokument ausfüllen, wenn er oder sie Esswaren verkaufen will. Das Lebensmittelinspektorat gibt die Vorgaben – wie warm, kalt, sauber alles ablaufen muss.

Gut, es gibt ja nicht nur Moslems im Toggenburg, darum muss nicht alles halal sein. Wenn im A4-Atelier in Wattwil jeden Freitag ein öffentlicher Suppenfreitag über die Bühne geht, dann stehen nicht solche Vorschriften oder Überlegungen im Vordergrund. Dann treffen sich hier alle, vom Fleischesser über Vegetarierin und Veganer bis zu Menschen mit Allergien an einem Tisch. Die Suppe ist frisch, wir wissen, was drin ist, wir entscheiden, dass unsere Gäste nur das Beste bekommen. Aus Freude am Bekochen und am Teilen. Menschen wie du – und du und du: So entstehen Kontakte.

Aus dem Kontakt der letzten Woche ist ein Projekt konkreter geworden, die Planung eines offenen A4-Ateliers vom 15. bis 17. Mai dieses Jahres. Eine neue Thurttoggenburgerin soll dort mitmachen: Zora Debrunner wird aus ihrem Krimi lesen, Konzerte und Kulinarisches gehören weiter zum Rahmenprogramm. Klingt doch immer wieder gut!

Daniela Vetsch, 1968, ist Textildesignerin und freie Kunstschaffende in Wattwil.

Winterthur Scheitern am Witz

Dies wäre nicht der Ort, um über Satire zu sprechen, wenn nicht der «Tages-Anzeiger» vor einigen Wochen diese Stadt zum «Zentrum des helvetischen Humors» erklärt hätte. Es wäre erst recht nicht der Ort, wenn diese Kunstform nicht gerade darin ihren grössten Vorzug sähe, die Tonlagen und Temperamente zu vermischen: die Gewitztheit mit dem Blödsinn, die Vernunft mit dem Glauben, das Heilige mit dem Profanen, das Ich mit der Welt. Und es gäbe schliesslich keinen Anlass, wenn sich Anfang Jahr nicht die ganze vernehmbare Welt mit einer Pariser Zeitung verwechselt hätte (deren Titel seinerseits ein Echo auf den ehemaligen französischen Präsidenten Charles De Gaulle ist). Wir alle waren Charlie. Im Verwechseln liegt nicht nur Witz, sondern auch Solidarität.

Vor einigen Monaten traf ich den Karikaturisten Ruedi Widmer. Dieser bezeichnet sich selber nicht als solchen, sondern als Witzzeichner – ein Geschäft, das er seit fünfzehn, zwanzig Jahren mit Erfolg betreibt (auch für Saiten, siehe Comic-Ausgabe). Besonders lieb ist mir seine Serie *Die letzten Geheimnisse einer rationalen Welt*, die wöchentlich im «Landboten» erscheint. Es war schon etwas später am Abend, als ich ihm diese Begeisterung darzulegen versuchte, und je länger ich redete, desto unglaubwürdiger erschien ich mir selber. Es war ein unangenehmer Weg aus der Begeisterung in die Ernüchterung: Der Enthusiasmus, auf den ich mich verlassen musste, um an meinem Anliegen festzuhalten, verlor an Schwung und plötzlich stellte sich der Eindruck ein, das gegenseitige Vertrauen nehme Risse. Er aber nahm es gelassen, denn er wusste (und im Grunde wusste auch ich): Je länger über Witze gesprochen wird, desto weniger lustig sind sie. Eine besonders schlechte Idee ist es, sie ihrem Erfinder erklären zu wollen.

Wenn es mir schon nicht gelang, Ruedi Widmer meine Begeisterung darzulegen, so gelang es dem «Tages-Anzeiger», namentlich dem hier mal zur Schule gegangenen Constantin Seibt, das provinzielle Winterthur zum heimlichen Zentrum der Witze zu erklären. Zu diesem Zweck verwies er neben Widmer auf Felix Schaad, Claude Jaermann, Tom Combo, Peter Gut und Victor Giaccobo, die sämtlich hier wohnen und arbeiten. Seibt folgt der These, dass Humor in unscheinbaren und provinziellen Milieus eher gedeiht als in den Zentren (ob es daran liegt, dass hier die Verwechslung des Grossartigen mit dem Unbedeutenden eher möglich ist?). Neben einer Schweizer Stadt mit 100'000 Einwohnern liesse sich diese These auch anhand einer französischen Zeitschrift mit einer regulären Auflage von 50'000 Exemplaren überdenken. Sind sie beide in gewisser Weise «arm, aber lustig» (was ein besonders schlechter Witz ist, aber immerhin weit weniger erfolgsbesoffen klingt als das entsprechende Berliner Original)? Allerdings: Im globalen Massstab sind auch sie eher reich – und wie lustig sie sind, muss ohnehin offen bleiben. Das gilt auch für den Satz, der Mitte Januar in einer anderen Stadt des Schweizer Mittellandes, es könnte diese sein, in einem Schaufenster zu lesen stand: «Ich bin nicht Charlie, ich bin ein Hilfsflorist, und du?»

Wendelin Brühwiler, 1982, ist Historiker, arbeitet an der Universität Zürich und ist Mitglied der Forschergruppe «Medien und Mimesis».



Als ich noch jung und auf die klassische Art von Abenteuer aus war und einfach bloss von hier weg wollte, las ich Romane, «Reader's Digest»-Hefte und eine der bekannten Zürcher Tageszeitungen, hauptsächlich deren internationalen Teil. Den «Appenzeller Volksfreund» liess ich schmachlich links liegen, hinkte er doch in meiner Lieblingskategorie «Ausland», wie er sie nennt, stets um ein, zwei Tage hinterher. Und obwohl er in dieser Hinsicht immer noch keiner Behandlung unterzogen worden ist und für mich deshalb als Lesestoff eigentlich nicht in Frage kommt, musste ich doch gegenüber meiner frisch zugezogenen Mitarbeiterin zugeben, dass alle meine gerade aus der Tasche gezogenen Neuigkeiten von meinem Mann aus dem «Volksfreund» gefischt worden waren, ich die Innerrhoder Zeitung also indirekt als Informationsquelle nutzte. Und das, nachdem ich sie ein paar Tage zuvor ausgelacht hatte, als sie meinte, sie müsse wohl den «Volksfreund» abonnieren, damit sie auch wisse, wovon die Leute überhaupt reden. Da dachte ich noch: «Die übertreibt mit ihrem Anpassungswillen schon fast ein wenig.»

Um der Qualität meiner Informationen willen habe ich mich schliesslich jedoch entschieden: Ich muss den «Volksfreund» selber lesen und darf nicht länger Wissen aus zweiter Hand verbreiten. Doch wie liest man den «Volksfreund»? Ich liess mich von drei langjährigen und passionierten Lesern einweisen:

Die Frontpage, die erste Seite, beachte man nicht. Man blättere gleich zu den Geburten- und Zivilstandsmeldun-

gen, informiere sich darüber, wer wen geheiratet hat – ist das eine Auswärtige mit diesem Namen? – und mache sich Gedanken über neumödige Babynamen. Zweiter Halt sind die Todesanzeigen. Von primärem Interesse ist dabei das Alter der Verstorbenen, lässt sich dabei doch vortrefflich über die Vergänglichkeit sinnieren. Dann ein paar kurze Blicke über die Fotos im Teil «Innerrhoden» gleiten lassen – vielleicht ist man ja selbst abgelichtet, sicher kennt man aber jemanden, der da abgebildet ist. Als nächstes beachte man die Seite mit der öffentlichen Planaufgabe: Sehr schön aufgeführt ist, wer wo was baut und anscheinend das Geld dafür hat. Schliesslich zu den amtlichen Mitteilungen, interessant sind Beschlüsse bezüglich neuer 30er-Zonen, weniger interessieren Stellungnahmen zu Vernehmlassungen des Bundes. Dann beschäftige man sich je nach Gusto mit den Abschnitten «Pfarrblatt Appenzell», «Appenzöller Buur» oder der Rubrik «Lokalsport». Und zum Abschluss lasse man seine Augen den Streifen «Veranstaltungen» runterrattern. So verpasst man auch nichts, weil man ja nun weiss, was los wäre.

Und wie steht es mit dem internationalen Teil, volksfreundlich «Ausland» genannt? Den kann man ruhig überblättern, denn von dem allem hat man Kenntnis, da stecken keine bösen Überraschungen mehr drin. «Volksfreund» lesen ist beruhigend, finde ich.

Melina Cajochen, 1982, arbeitet im
Bücherladen Appenzell.

Als die Schweizerische Nationalbank den Euro fallen liess, dachte ich an einen Nachmittag im April 2013, den ich bei Herrn Bolt verbrachte.

Ich war damals Redaktor beim «Rheintaler» und Herr Bolt der Inhaber von «Bolt Ski Sport». Er hatte auf der Redaktion angerufen und sich beklagt, dass die Zeitung Inse- rate von österreichischen Firmen bringe. Da sei es ja klar, dass alle nur noch in Vorarlberg einkauften, die Leute seien ja nicht dumm! Irgendwann während des Gesprächs hatte ich Herrn Bolt vorgeschlagen, ihn für ein Interview zu treffen. Er sprach so plakativ wie früher der Skifahrer Paul Accola, das gefiel mir – und zudem versprach er, dass er die Lösung habe für das Problem des starken Frankens.

Ich fuhr hin und sprach mit Bolt – die Geschichte erschien nie. Ich weiss noch, dass er zwei Stunden lang schimpfte und es schaffte, Christian Wulff, Korruption in der Dorfpolitik und die PR-Praktiken der Migros in einen Satz zu packen. Bei ihm hing alles mit allem zusammen. Ich wollte Bolt damals vor sich selber schützen. Die Lage an der Euro-Franken-Front schien mir ernst, aber nicht hoffnungslos.

Nun, da die Nationalbank mit ihrem neusten Ent- scheid einen Angriff auf die schwächeren unserer KMU fuhr, suchte ich die Notizen von damals hervor. Sie scheinen mir jetzt relevanter. Ein Hilfeschrei aus dem Archiv.

Der Ski-Laden von Herrn Bolt steht in St.Margre- then, bis zur Grenze sind es keine zweihundert Meter. Er hat- te gerade geschlossen, als ich kam, und hing am Telefon. Spä- ter erklärte er mir, er sei global und international tätig, seine Infrarot-Wachsmaschine habe er überallhin verkauft. Dann sagte er, man müsse die Mehrwertsteuer im Grenzgebiet ab- schaffen, «damit die Spiesse wieder gleich lang werden»; man müsse PR machen und «die Menschen am Stolz und am Geld- seckel packen», denn: «Geiz ist geil! Das ist die Gesellschaft!» Herr Bolt sagte, er telefoniere regelmässig mit den «obersten Leuten» der Migros, was mir da niemand bestätigen konnte. Zudem sei er mit den Ämtern in Kontakt, der Durchbruch sei nah. Vor ihm lag ein aufgeschlagenes Telefonbuch.

Bolt rauchte seinen Laden voll und er schlief schlecht zu der Zeit. Den Grund dafür teilt er wahrscheinlich mit vielen, gerade in diesen Tagen – auch wenn sie andere Schlüsse aus der Euro-Franken-Krise ziehen als er.

Um den Stand der Boltschen Revolution zu prüfen, gehe ich ins Internet. «Bolt Ski Sport» hat eine neue Home- page mit modernem Design. Der Slogan: «Die Nr. 1 im Rheintal – grösste Auswahl, kleinste Preise.» Auf der Frontseite steht ein Angebot mit «Minus 30%». Ich hoffe, Herr Bolt hält durch.

Samuel Tanner, 1991, ist Inlandreporter bei der Bas- ler Zeitung. Er wuchs im Rheintal auf und lebt heute in Zürich-Oerlikon.



Die Ereignisse von Paris haben die Welt erschüttert und eine Debatte hervorgerufen, ob der Islam eine gewaltverherrliche Religion sei und ob man sich davor fürchten müsse. Nun, die Ereignisse waren in der Tat sehr erschütternd und können auf keinen Fall geduldet werden. An dieser Stelle: mein tief empfundenes Beileid an die Hinterbliebenen, Familien und Freunde.

Auf die Frage, ob der Islam denn wirklich eine brutale Religion sei, zitiere ich gerne den Koran, welcher folgenden Zitat beinhaltet: «Wer einen Menschen tötet, handelt, als hätte er die ganze Menschheit getötet.» Dieses Zitat ist unmissverständlich und zeigt, wie paradox die Ereignisse von Paris sind aus islamischer Sicht. Weitere Suren besagen, dass das Verletzen von Personen, sei es mit der Hand (physisch) oder sogar mit der Zunge, in Form von Beleidigungen, strengstens verboten ist. Das Morden im Namen des Islams, wo doch im Koran klar steht, ein Mord komme einem Genozid gleich, ist für mich deshalb nicht nachvollziehbar.

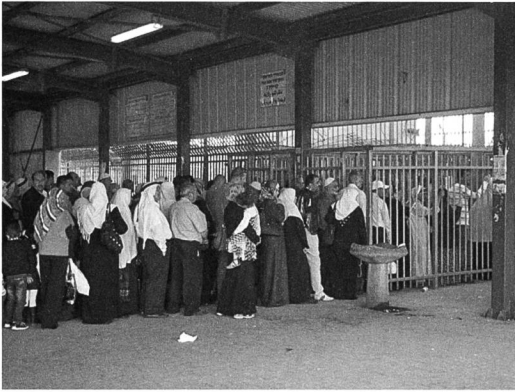
Das Leben ist im Islam ein sehr kostbares Ge- schenk. Wer jemandem dieses Geschenk nimmt, handelt nicht im Dienst des Islams, sondern rechtfertigt fälschlicher- weise die unmenschlichen Taten und verschmutzt damit die Reputation von Milliarden von Menschen, welche die gleiche Religion teilen. Auf physische Gewalt zurückzugreifen ist ein Zeichen von Schwäche und verstösst nicht nur gegen das Ge- setz, sondern auch gegen die Vernunft.

Eine weitere beängstigende Entwicklung kann der- zeit in Frankreich beobachtet werden: An den Tagen nach dem Terrorakt wurde mehrfach auf Moscheen geschossen – die Trotz-Reaktion einer radikalen Anti-Islam-Bewegung. Das Antworten mit Gewalt ist kein Funken besser und giesst nur Öl ins Feuer. Nach solchen Ereignissen muss der Zusam- menhalt gestärkt werden und man sollte auf keinen Fall die Spannung verstärken.

Schliesslich sollte gesagt werden: Die missliche Lage in verschiedenen Regionen der Welt und die vorherr- schenden Kriege sind nicht etwa politischer oder religiöser Natur, sondern simpel ausgedrückt eine Konsequenz fehlen- der Vernunft. Gäbe es auf der Welt nur eine Sprache, nur eine Religion und nur einen grossen Kontinent, dann gäbe es im- mer noch Kriege, aus dem Grund, dass jeder Mensch eigene Ansichten hat und es zwangsläufig immer zu Meinungsver- schiedenheiten kommt. Der Weltfrieden wäre kein utopischer Gedanke, wenn jeder Mensch, unabhängig von Religion oder politischer Ansicht, vernünftig handeln würde. Aus diesem Grund: ein Appell an die Vernunft!

Leyla Kanyare, 1971, kam 1991 aus Somalia in die Schweiz. Sie arbeitet als Übersetzerin in St.Gallen und schreibt monatlich in Saiten.

Als Internationale



Seit über einem Jahr lebe ich als Internationale in Jerusalem. Natürlich bin ich auch noch etwas «Shikse» (nicht-jüdische junge Frau) und Touristin, aber vor allem Internationale. Als Ausländer werden hier nur ausgewählte Kategorien von Menschen bezeichnet, wie etwa Flüchtlinge oder privates Pflegepersonal, das aus Thailand und den Philippinen eingeflogen wird. Neben den Internationalen, den Ausländern und den Touristen gibt es natürlich die Israeli und die Palästinenser oder «Araber», wie die Israeli sie manchmal abwertend nennen. Die jüdischen Israeli kommen aus aller Welt. Neueingewanderte werden aber nicht als Ausländer angesehen, sondern erhalten umgehend die israelische Staatsbürgerschaft. Dies, weil sich das Judentum nicht nur als Religion, sondern auch als Volk versteht.

Die Palästinenser leben seit Tausenden von Jahren in Jerusalem, doch ihre Zuwanderung wird behindert. Alle Grenzen der palästinensischen Gebiete werden von Israel bewacht. Die Palästinenser haben auch keinen Pass und können andere Länder (ausser Jordanien) nur mit Einladung bereisen. Jerusalem soll gemäss dem Teilungsplan von 1967 den Palästinensern und Israeli als gemeinsame Hauptstadt dienen; Ostjerusalem als Hauptstadt Palästinas, Westjerusalem als Hauptstadt Israels. In der Realität sieht das aber anders aus. Israel hält einen grossen Teil Ostjerusalems besetzt, zurzeit wohnen dort schon über 200'000 jüdische Siedler in illegalen israelischen Siedlungen. Zudem ist Ostjerusalem durch die israelische Mauer, die zu achtzig Prozent auf palästinensischem Gebiet verläuft, vom palästinensischen Westjordanland abgetrennt. Den meisten Palästinensern ist somit der Zugang zu Jerusalem verwehrt und damit auch der Besuch eines der wichtigsten Heiligtümer des Islams, der Al-Aqsa Moschee. Ich als Internationale kann jedoch das heilige Plateau in der Altstadt von Jerusalem jederzeit betreten. Der Zugang ins Innere der Moschee ist für Nicht-Moslems im Normalfall aber verboten.

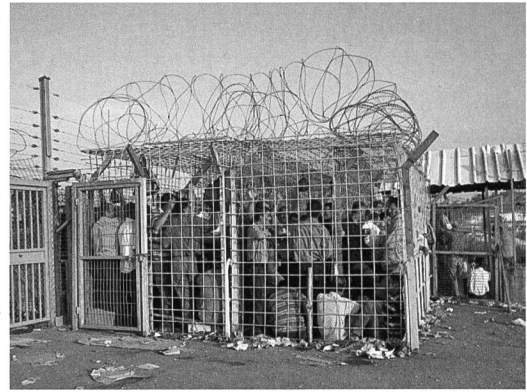
Auch sonst profitiert man als Internationale von vielen Vorteilen. Ich kann mich zum Beispiel frei zwischen dem Westjordanland und Israel bewegen, wenn auch mit regelmässigen Schikanen von Seiten der israelischen Soldaten an den Checkpoints entlang der illegalen Sperranlage.

Zwei Stunden Fahrt für 15 Kilometer

Einer meiner liebsten Wochenendausflüge ist der Besuch im türkischen Bad in Ramallah. Ramallah ist rund 15 Kilometer von Jerusalem entfernt und liegt im Westjordanland. Besonders in den Wintermonaten ist das türkische Bad sowohl bei Palästinensern wie auch bei Internationalen beliebt und immer gut besucht. Man kann dort gut einen halben Tag verweilen, zwischendurch wird einem kalter, stark gezuckerter Hibiskusblüten-Tee serviert. Nach einem Besuch im türkischen Bad gehe ich im Sommer gerne in die Snow Bar auf ein Taybeh-Bier der lokalen Brauerei und im Winter auf einen Kaffee ins Zaman Café auf der anderen Seite der Stadt. Ein paar Häuser neben dem Zaman Café führt ein Bekannter von mir in einem wunderschönen alten palästinensischen Haus das Zahran Heritage Zentrum. Über zwei Stockwerke verteilt sind dort Ausstellungen zur palästinensischen Tradition und Werke zeitgenössischer lokaler Künstler zu sehen. Zahran ist palästinensischer Christ, aber auch er darf Jerusalem nur an ausgewählten Feiertagen besuchen.

Der Weg zurück nach Jerusalem führt durch den Qalandia Checkpoint, einer der grössten und mühsamsten entlang der Sperranlage. Palästinenser, die eine Aufenthaltsbewilligung für Jerusalem oder eine Arbeitserlaubnis für Israel haben, dürfen den Checkpoint passieren. Sie müssen jedoch den Bus beim Checkpoint verlassen und einen sogenannten Security Check über sich ergehen lassen. Als Internationale darf man im Bus sitzen bleiben. Ich selbst habe dieser Zweiklassenregelung jedoch nie Folge geleistet. Aufgrund der ille-

im Gelobten Land



galen Sperranlage kann die 15-Kilometer-Reise von Ramallah nach Jerusalem schon mal zwei Stunden dauern.

Ein Ausflug, den ich besonders mit Gästen aus der Schweiz gerne mache, ist der Besuch des biologischen Restaurants Hosh Jasmin in Beit Jala bei Betlehem. Das Restaurant mit eigener Farm ist wunderschön gelegen inmitten von Terrassen voller Oliven- und Mandelbäume. Mein Lieblingsgericht ist Lamm-Zarb mit Gemüse, Thymian, Kardamon und einer scharfen grünen Chilischote. Das Gericht wird in einem traditionellen Ofen vor dem Haus in einem Tontopf unter der Erde für einige Stunden geschmort. Dazu passt ein Glas Rotwein des nahegelegenen Weinguts des Klosters Cremisan oder ein Glas des lokalen Anisschnaps' Arak. Besonders im Sommer ist das Restaurant mit seiner grossen, gemütlichen Aussenlounge beliebt.

Auch von Beit Jala führt der Weg nach Jerusalem zurück durch einen Checkpoint. Der Bethlehem Checkpoint oder Checkpoint 300 ist mir von meinem sechsmonatigen Einsatz als Menschenrechtsbeobachterin im Westjordanland besonders gut bekannt. Er ist einer der geschäftigsten Checkpoints entlang der Sperranlage, täglich passieren ihn 6000 bis 8000 Menschen zwischen vier und sieben Uhr morgens. Auf der anderen Seite des Checkpoints bringt mich der palästinensische Bus zurück nach Ostjerusalem. Dort nimmt die Reise aber noch kein Ende, da ich selbst in Westjerusalem wohne. Mit einem israelischen Bus fahre ich weitere 20 bis 30 Minuten, bis ich zuhause bin.

Teures Wohnen in Sheikh Jarrah

Mein fünf Kilometer langer Arbeitsweg nach Ostjerusalem dauert seinerseits etwa eine Stunde – mit dem Bus oder zu Fuss. Die Nonprofit-Organisation Grassroots, für die ich arbeite, befindet sich im Stadtteil Sheikh Jarrah, wo viele internationale Organisationen angesiedelt sind. Auch die meisten

Internationalen, die sich in der Friedensarbeit engagieren oder als Diplomaten arbeiten, wohnen hier. Die Mietpreise sind daher so drastisch angestiegen, dass es für Palästinenser fast unmöglich geworden ist, dort eine Wohnung zu finden. Für sie ist es aber besonders wichtig, da sie ohne Wohnsitz in Jerusalem ihre Aufenthaltsbewilligung verlieren.

Bei Heimweh nach der Schweiz mache ich jeweils einen Abstecher in die Wein- und Käse-Bar auf der Dachterrasse des Pilgerhotels «Notre Dame». Bei Rotwein und einer europäischen Käsevariation hat man einen wunderschönen Ausblick auf die Altstadt und die goldene Kuppel des Felsendoms. (Ein Besuch im Notre Dame muss nun aber eine Weile warten, da ich mir während eines dreiwöchigen Aufenthalts in der Schweiz einen Käsevorrat angelegt habe.) In der Schweiz habe ich die Zeit mit meinen Freunden bei gutem Essen und langen Unterhaltungen verbracht. Etwa dreissig meiner Freunde waren mich schon besuchen in Jerusalem und dem Westjordanland. Ein Grossteil unserer Unterhaltungen hat sich darum auch immer um mein Leben «dort» gedreht – und plötzlich habe ich festgestellt, dass ich auch in der Schweiz etwas «international» geworden bin.

Maria Schafflützel, 1986, absolvierte 2012 und 2013 zwei Menschenrechts-Einsätze mit EAPPI (Ecumenical Accompaniment Programme in Palestine and Israel) und Peace Watch Switzerland im Westjordanland. Sie arbeitet seit Anfang 2014 für eine lokale Nonprofit-Organisation in Ostjerusalem.

Bilder: Qalandia Checkpoint, Felsendom der Al-Aqsa Moschee, das Damaskustor zur Altstadt von Jerusalem, Checkpoint bei der Stadt Tulkarm (von links).



Höhere Fachschule für Künste, Gestaltung und Design

ein stiege

Tag der offenen Tür

Freitag, 27. Februar 2015

14.00 – 18.00 Uhr

Samstag, 28. Februar 2015

10.00 – 16.00 Uhr

Demutstrasse 115

9012 St.Gallen

Höhere Fachschule HF

Dipl. Gestalter/in HF

- Visuelle Gestaltung
- Fotografie
- Schrift und Typografie*
- Interactive Media Design*
- Industrial Design
- Bildende Kunst

Lehrgänge mit Zertifikat

GBS St.Gallen

Gestalterischer Vorkurs Erwachsene,

- Propädeutikum Vollzeit
- Propädeutikum Teilzeit

Gestalterischer Vorkurs Jugendliche

Kurse

- Aktzeichnen und Figürliches Zeichnen
- Dreidimensionales Gestalten
- Premedia
- Bildbearbeitung
- Textil
- Internet
- Fotografie
- Grundlagen der Gestaltung
- Zeichnen, Malen und Gestalten
- Maltechnik und Malprozess
- Ferien- und Weekendkurse

* Diese Lehrgänge sind vom SBFI noch nicht frei gegeben

 / SchuleFurGestaltungStGallen

gbssg.ch